

www.e-rara.ch

Schaffhauserische Kindergeschichten

Schalch, Johann Jakob

Schaffhausen, 1837

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: ACHk Sep SCHAL 1

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-14124>

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

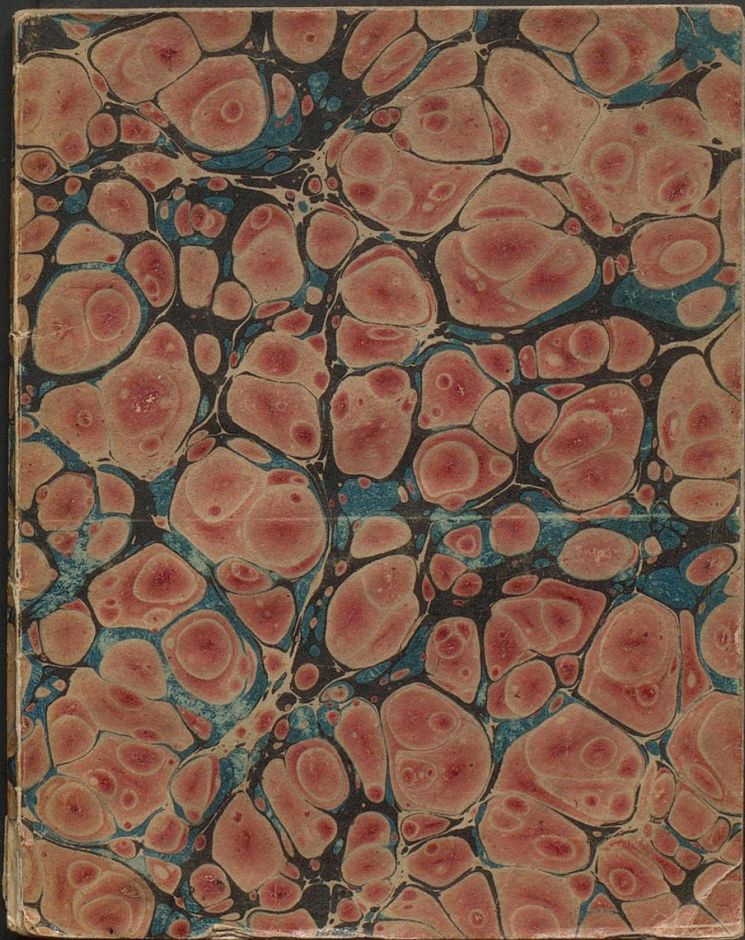
e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



IL/SX

Ab. -

(Schalch, Joh. Jak.)

Krant 195.

Mädli gen. 26.6.68

10

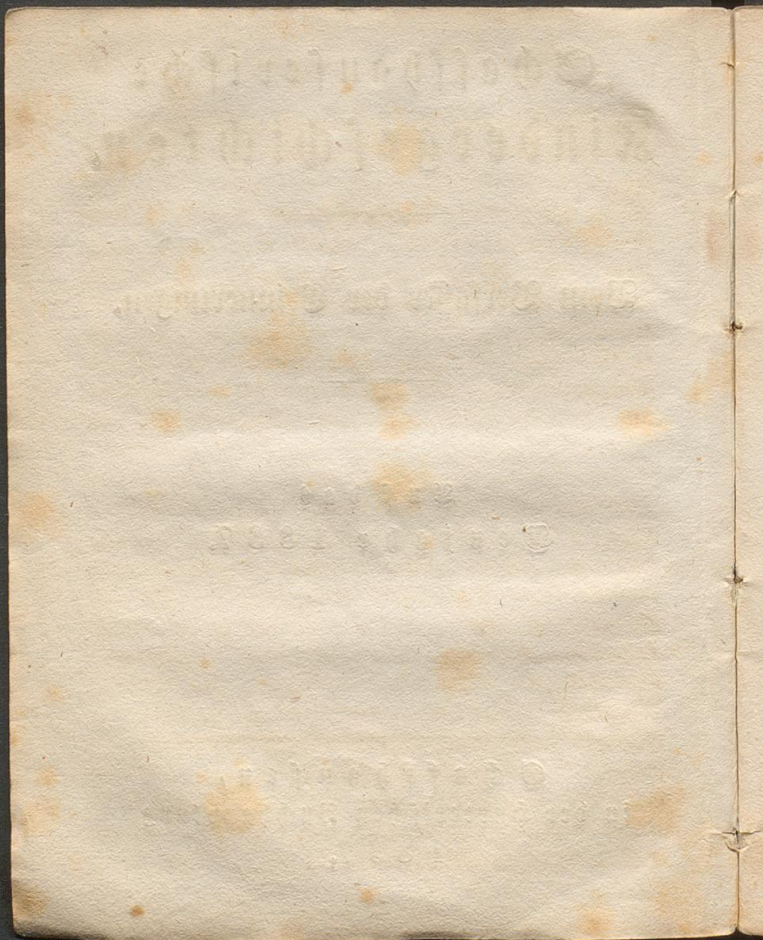
JOHANNA
SPYRI
STIFTUNG

Schaffhauserische
Kindergeschichten.

ACHKSchal 1
Vom Verfasser der Erinnerungen.

Auf das
Neujahr 1837.

Schaffhausen,
in der Hurter'schen Buchhandlung
1837.



Wie die göttliche Vorsicht so ganz besonders über jungen Kindern waltet, eben also wie ein Gärtner mehr Sorgfalt, Schonung und Aufsicht auf zarte, erst aufkeimende Pflanzen verwendet, das sieht man, wenn man Acht giebt, in jedem Dorf und in jeder Stadt. Wenn man alle die Geschichten sähe und wüßte, von dem was Gott zur Bewahrung und Errettung der jungen Kinder thut, es wäre unzählich; denn dessen, was davon verborgen ist, ist noch weit mehr als dessen, was man weißt. Wer aber nur auf das achtet, was man wissen kann, auf die augenscheinlichen Wunder seiner Hand an Kindern, der wundert sich nicht mehr darüber, daß von Alters her gesagt ist, und in unsern Liedern besungen wird, daß viel tausend Engel von dem Herrn bestellt sind, die Kinder auf der Welt zu behüten und zu bewahren. Die Schaffhauserische Jugend hat es auch je und je erfahren. Ich will euch einige Beispiele davon erzählen, damit ihr desto sicherer glaubet, Gott habe auch die Kinder zu Schaffhausen von jeher lieb gehabt, und ihr euch darüber freuet; denn er thut es noch, er ist derselbige in Ewigkeit.

Ihr wißet schon durch die Erinnerungen aus den Geschichten unserer Stadt von jenem jungen Knaben Albert, dem Söhnlein des Stifters unsers Klosters A. H., Grafen Eberhardts, wie er so selig gestorben, und von jenem Beat Imthurn, wie er, als ein noch nicht jähriges Kindlein, schon im Sarge liegend, durch den Kuß seiner frommen Mutter vor dem Lebendig begraben werden bewahrt wurde, und was alles an dieser Errettung gehalten hatte. Ich weiß aber noch mehr dergleichen Kindergeschichten z. B.

Das Wiegenkind.

Als den 10. Wintermonat 1627 Morgens zwischen 5 und 6 Uhr zwey Häuser am Gerberbach plötzlich zusammenstürzten, und alle Einwohner derselben unter ihrem Schutt bedekten, fand sich unter den geretteten auch ein Kind, Maria Müller, welches nach zweyständigem Suchen, in der Wiege liegend, ganz unverseht unter den Trümmern hervorgezogen wurde. Auch sein Vater und Mutter und zwey Geschwister wurden ihm wunderbar erhalten; denn als ihr Haus zu sinken begann, gieng es so schnell damit zu, daß sie nicht einmal das Bett, geschweige Stube und Haus verlassen konnten, und also gleichfalls mit demselben unter den

Schutt begraben wurden; aber obgleich ihre Errettung mit vieler Gefahr verbunden war, brachte man auch sie glücklich wieder ans Tageslicht, während sonst sechs Personen unter den Trümmern den Tod fanden.

Hans Conrad von Waldkirch

war vier Jahr alt, als den 4. März 1682 ein reisender Handwerksgefelle die Hausglocke im Unterhaus anzog und um einen Zehrpennig bat. Da man nicht geneigt war, dem Reisenden etwas zu geben, mußte das Söhnlein ein „Helf dir Gott“ zum Fenster hinausrufen. Aber Gott läßt sich nicht spotten; das Knäblein rief, und dem Handwerks-Gesellen wurde auf der Stelle geholfen. Obgleich nemlich um diese Jahreszeit noch Doppelfenster am Hause waren, brachen beyde mit dem heraussprechenden Knäblein, und es stürzte herunter — und dem Handwerksgefellen in die Arme; der brachte es dann den erschrockenen und jammernden Eltern wieder unverfehrt herauf, und es ist gar nicht zu zweifeln, daß ihm dann nicht mit Freuden ein zehnfacher Zehrpennig wird gegeben worden seyn. Die Eltern hätten gewiß nicht gedacht, daß der nemliche Nothdürftige, den sie so geschwinde abgewiesen, noch in derselben Minute ihnen ein so guter Vore und

Retter ihres Kindes seyn würde. Darum ihr Kinder, wenn ihr einmal einen eigenen Tisch habt, so „vergesset nicht gastfren zu seyn, denn so haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ Der selige Herr Prof. Müller hat sich manchmal eine Freude daraus gemacht, wenn um Essens Zeit ein ehrlicher Handwerksbursche anlätete, ihm heraufzuwinken, an seinem Tisch ihn zu speisen und mit freundlichen Worten ihm zu einer guten Weiterreise zu helfen. Ein anderes Beispiel der rettenden Hand Gottes an den Kindern habet ihr an dem Knaben

Joh. Jakob Weith.

Als er acht Jahre alt war, begab er sich den 8. May 1639 mit zween seiner Kameraden an den Rhein beyrn Schmidenthörlein. Ein am Ufer befindlicher breiter Balke lockte sie hinaus auf's Wasser, und alle drey belustigten sich sorglos auf dem tragenden und schwimmenden Holz, wie in einem sichern Schiffelein. Allein unvermerkt löste sich der Balke vom Ufer und trieb mit ihnen in den Strom, und jezt gieng die Noth an; in ihrer Seelenangst wußten sie nicht was machen, es zog sie immer den Rhein hinab. Endlich zogen sie alle die Kleider aus,

in der Meinung wenigstens hiedurch ihre Errettung zu erleichtern, aber keiner konnte schwimmen. Sie schreyen um Hülfe, und die Leute eilten aus den benachbarten Häusern herzu; aber da standen sie am Ufer und vermochten nicht zu helfen. Unter den am Ufer Jammernden sahe Weith seine Mutter, eben in dem Augenblick, als der eine seiner Kameraden, Bernhard Seeli, vom Schwindel ergriffen, ihn umfaßte, und mit sich in die Fluthen herabzog. Und Jetzt wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn nicht im äussersten Augenblick der Noth die bereits bereitet gewesene Hülfe noch im rechten Zeitpunkt angelangt wäre. Das waren zwey Weiber aus dem Fischergäßli, des Conrad Bogels Frau mit noch einer andern, welche die Knaben in ihrer Todesgefahr von ferne erblickten, ein Schiff ablösten, tapfer drauf lossteuernten und eben ankamen, als Weith am Ertrinken war. Es war der letzte Augenblick der noch zur Rettung übrig blieb. Der Seeli war schon untergegangen, und den Weith hatte das Wasser bereits bis ganz nahe an die grosse Schleusse beym Wuhr getrieben; aber obgleich bewußtlos rekte er noch von Zeit zu Zeit das eine Armlein aus dem Wasser empor, und die hülfreichen Frauen zogen ihn heraus, kaum noch ehe es unmöglich gewesen wäre. Er wurde für

totd heimgetragen, bald jedoch durch warme Bäder wieder zu sich selbst gebracht. Diese Rettung machte aber auch einen tiefen Eindruck auf den Knaben, den er durch sein ganzes Leben nicht mehr verlor; er lernte später die Hand erkennen, die damals über ihm war, und sagte lobsingend: „Der Herr schifte aus von der Höhe und holte mich, und zog mich aus großen Wassern, er führte mich aus in den Raum und riß mich heraus, denn er hatte Lust zu mir.“ Psalm 18, 17 und 20. Seine Eltern entschlossen sich nun, das wiedergeschenkte Kind dem Dienst des Herrn zu widmen, und thaten den Jakob gleich in die lat. Schule; und Gott gab seinen Segen dazu, denn es ist dies der nachmalige Herr Dekan F. F. Beith, der als oberster Vorsteher zehn Jahre lang von 1696 bis 1706 unserer Kirche rühmlichst vorgestanden.

Das Knäblein im Weinberg.

In dem schrecklichen Pestjahr 1629 war im Haus zum Weinberg ein Knäblein von sieben Jahren, dem alle die Seinigen schnell nach einander dahin starben. Sein Vater, Junker Andreas Peyer, seine Mutter und vier Geschwister wurden ein Raub des Todes, und es blieb allein übrig. Wie es dem armen

Knäblein seyn mußte, als es so gar verwaist da stand, könnt ihr euch wohl denken. Es lebte niemand mehr im Hause als ein gewissenloser Knecht und eine ebenso gewissenlose Magd; denn kaum war der letzte Todte hinausgetragen, so fielen diese über Kisten und Kästen, Küche und Keller her, und hauseten wie Räuber. Sie assen und tranken wie unsinnig mit einander, und führten ein schauderliches Wohlleben; und damit sie das desto ungestörter forttreiben könnten, sperrten sie das erschrockene Söhnlein ihres eigenen Herrn in ein hinteres oberes Stübchen, wo es sie gegen niemand verrathen konnte, und vergassen es zu speisen in ihrem Saumel. Das war gewiß ein peinlicher Zustand, Eltern und alles verloren haben, und noch dazu in dem verödeten Hause, wo nicht mehr die Stimme des Vaters oder der Mutter, nicht mehr die Stimme der lieben Geschwister zu hören war, unter solchen Händen zu stehen. Denn daß diese Dienstboten an dem Gut ihrer Herrschaft Diebe wurden, das war lange nicht das ärgste, aber daß sie in einer Zeit solcher Gerichte Gottes, wo das ganze Land im Schrecken war (es starben nur in der Stadt über 4000 Menschen), wo ein jeder keine Stunde sicher war, daß ihn der Tod nicht überfalle, so gottesvergessen handeln konnten, das war fürchterlich;

das arme Knäblein war ja wie in einer Höhle. Aber Geduld, es dauerte nicht lange, kaum ein oder zwey Tage. Als man dem geängsteten Knäblein zu lange nichts zu essen brachte, als es immer stiller und stiller im Hause wurde, als es endlich gar keinen Ton oder Geräusch, nicht die mindeste Spur von lebenden Menschen im Hause mehr hörte, da schreye es, von Angst und Hunger getrieben, aus seinem einsamen Stübchen zum Fenster heraus so laut und durchdringlich, bis ein Nachbar hinten im Haus zur Gerwerstube das Jammergeschrey hörte. Der eilte herbey, klopfte und schellte am Haus, und da niemand öffnen wollte, brach man die Thür ein, und erlöste das Knäblein aus seinem Gefängniß und seiner Angst. Den Knecht und die Magd aber hatte die Hand Gottes gerichtet, man fand beyde todt im Bette liegen.

Die weissagenden Kinder.

Den Mund der Unmündigen und Säuglinge braucht Gott oft, um sein Lob, seine Macht, oder seinen Willen kund zu thun; ein neues Zeichen, wie angenehm Gott die Kinder sind, zumal wenn sie Ihn auch lieben. Z. B. wenn ausserordentliche Dinge bevorstehen und im Annähern sind, so ab-

nen sie oft mehr davon als andere; was andere vor lauter Klugheit und Verstand nicht errathen noch merken, das müssen manchmal Kinder heraus-sagen. Als schon im Sommer 1611 auch bei uns die Pest einkehrte, an welcher gegen 900 Menschen dahinstarben, wer hatte vorher daran gedacht und wie plötzlich brach sie aus? Aber woher kam's, daß die Kinder schon im Frühjahr, ehe jemand von einer Pest wußte, unter ihren Spielen auf der Gasse nichts lieber trieben, als Leichenbegängnisse nach-zuahmen und Sterbenslieder zu singen? Sie und da fällt so etwas einer gleichfalls kindlichen Seele auf, aber ein großer Theil merkt nichts. Und wenn es freylich den Ungläubigen, welche weder der Ernst noch die Güte des göttlichen Worts an-regt, keine Ehre ist, wenn sie der Herr mit den spielenden Kindern vergleicht und sagt: „sie sind „den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen, und „rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: wir ha- „ben euch gepoffen und ihr wolltet nicht tanzen, „wir haben euch geklagt und ihr wolltet nicht wei- „nen“ Matth. 11, 16., so ist doch in den Spielen der Kinder, wenn sie gleich ohne Ordnung und Zusammenhang sind, öfter auch etwas Weissagen-des, der Ausdruck eines Vorgefühls, das in ihnen ist. So pflegt es auch vor dem Ausbruch eines

Krieges zu geschehen, daß die kleinsten Knaben auf den Gassen sich militärisch üben, Musterungen halten und sich gleichsam zum Kriege rüsten, ohne daß sie jemand dazu anreizt. Freylich besser und heimlicher ist es aber, wenn ihr Abnungssinn gegen denjenigen offen ist, der der größte und beste Kinderfreund ist, ja mehr noch als dies, der ein Heiland ist aller Welt und ein König aller Könige, und sie gleich jenen Kindern im Tempel (Matth. 21, 15.) rufen können: „Hosianna dem Sohne David, gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn!“

Die früh Erlösten.

Aber was werdet ihr denken, wenn in einer solchen Zeit, von der eben jene Kinder einst auf den Gassen unserer Stadt in ihren Spielen weisagten, in einer Zeit, wo der Tod ohne Schonen und ohne Unterschied zu Tausenden unter den Menschen dahinrafft, gerade wie im Sommer ein Mäder mit der Sense das Gras hinstreift, Reihen für Reihen, ganz besonders die jungen Kinder unter der Zahl der Sterbenden gefunden werden? Ist das denn auch ein Zeichen, daß Gott die Jugend vorzugsweise lieb ist? Und warum läßt

er sie vornemlich von des Todes Hand getroffen werden? Denn unter jenen 4000 Schaffhausern, die im Jahr 1629 zu Grabe getragen wurden, befanden sich gegen 3000 Kinder und Jünglinge und Jungfrauen; es wurden 1400 Blumenkränze gezählt, die nur auf den Särgen der Jungfrauen und Kinder und Kindlein weiblichen Geschlechts auf den Gottesacker gebracht wurden, und müssen also wohl ebensoviele Knaben und Knäblein gewesen seyn, die in jenem Jahr an der Pest gestorben waren. Was ist das nicht für eine Schaar? man konnte eine Zeitlang gar nicht mehr Schul halten; und wie leer und traurig wird es ausgesehen haben, als man wieder zum erstenmal in die Schule gieng, und mehr als die Hälfte von den Kindern nicht mehr da waren? Ist denn das, werdet ihr fragen, ein Beweis der Liebe Gottes zu der Jugend? Ja! es ist ein altes Sprichwort: wenn Gott lieb hat, der stirbt jung. Es ist ein Werk der Liebe, daß Gott so junge Kinder durch einen frühen Tod der Gefahr entrinnen macht, in der Welt verführt, verdorben und ewig verloren zu gehen. Wenn eben so viele Menschen auf einmal sterben müssen, so hat Gott dabey vielerley Absichten: die einen werden ihrer Sünden wegen hingenommen und weggerafft als Gottlose, es ist ein Gericht über sie; andere werden durch einen so schnellen Tod

heimgeholt und aus der Noth dieses Lebens erlöst; es ist eine große Erndte, wo Unkraut und guter Waizen mit einander abgeschnitten werden, das Unkraut kommt an seinen Ort und der Waizen wird in die ewigen Scheunen gesammelt. Und von den Kindern dürfen wir zum voraus die gestroste Hoffnung haben, daß sie selig werden.

Es fallen mir hiebey gleich einige Knaben und Jünglinge in den Sinn, die gewiß Gott liebe Seelen waren, und die mußten im Rhein ertrinken; Gott hätte sie ohne anders so leicht retten können aus dem Wasser als jenen Jakob Beith, und er hat jener ihre Todesangst und Noth gewiß so gut gesehen, als bey diesen, aber er hat sie sterben lassen, um sie bey ihm in Sicherheit zu bringen. Ihr aber, wenn ihr nicht früh sterben, wenn ihr aufwachsen und aus Kindern zu Knaben und Jungfrauen, und dann zu Männern und Frauen ja gar zu Greisen werden sollt, so trachtet, daß ihr selig werdet durch den Glauben an Jesum Christum, und einst die Freude habet, jene tausende von Kindern aus unserer Stadt, die in jenem einen Jahr 1629 dahinsturben, mit jenen vier Geschwistern, deren Leichenstein noch im Kreuzgang zu finden ist, im Himmel sehen und begrüßen zu können, sammt noch viel tausend andern, die vor uns zu den Schaaren der Seligen eingegangen sind.

Die Linde im Baumgarten.

Noch vor achtzehn Jahren stand eine hohe schöne Linde im Bezirk des Baumgartens, wo die Bogenschützen ihre Uebungen halten, nahe bey der deutschen Schule, zur Beschattung des dortigen Brunnens. Hundertmal hat sie durch den bloßen Anblick jung und alt erquikt. Das ist wohl nebst der Eiche der schönste Baum, der unsern deutschen Landen eigenthümlich ist, und unsere Alten hatten einen guten Geschmack, daß sie die öffentlichen Plätze mit solchen Lindenbäumen zierten; bey uns hat man noch fast in jedem Dorf wenigstens einen solchen Baum, unter welchem dann die Jugend ihre Freude hat. Aber sie kommen immer mehr ab; man sieht jetzt lieber Pappelbäume, die wie ungeheure Ruthen aussehen, oder Rosskastanien, die wohl etwas grell sind, aber lange nicht das schöne und sanfte Aussehen haben, noch auch mit ihren Blüthen einen so lieblichen Geruch geben. Nun unsere Linde im Baumgarten zog auch vielmal die kleinen Knaben und Mägdlein der Umgegend in ihre Nähe, und so geschah es auch an einem Abend des Jahres 1818, daß mehrere Kinder in ihrem Schatten traulich mit einander spielten, und an nichts weniger als an ein Unglück dachten, obgleich

ein heftiger Sturmwind zu fausen und zu brausen anfing. An was sie gerade dachten, weiß ich nicht, aber es ist immerhin gut, wenn man, wie gute Kinder, nicht an ein Unglück denken muß, und noch besser, wenn man seines Gottes nicht vergißt, und darum wie David, der junge Hirte (Psalm 23), sagen kann: „ich fürchte kein Unglück, denn Du Herr bist bey mir, Dein Stefen und Stab trösten mich.“ Aber plötzlich frachte der dicke Stamm; der Sturm hatte die, inwendig durch Fäulniß ausgehölte Linde gefaßt, und sie stürzte mit ihrer ganzen Last zur Erde und bedeckte die Kinder. War das wohl anders, als wenn man mit einem wohlbekannten Büschel Reiser auf den Tisch schlägt, darauf Fliegen sind; zweifelt man auch, daß es sie nicht treffe? Aber den Kindern geschah kein Leid. Die Linde fiel auf die Seite in den Garten des Hrn. Lang, der damals Bogner war, und bedeckte ihn ganz. Drey seiner Kinder befanden sich im Garten, ein dritthalbjähriges Knäblein, ein älteres, und ein Töchterchen von neun Jahren. Als der Sturm so gewaltig brauste, und ehe die Linde fiel, rief der Vater seine Kinder zusammen unter das Dach. Der ältere Knabe, der eine Bütte auf dem Rücken hatte, kam herauf, aber die andern beyden (vielleicht hörten sie's nicht), verweilten noch im Garten, als

eben der Baum über den Garten stürzte und den Gatter, und was ihm im Wege war, in Stücken zerbrach. Mit welcher Angst der Vater jetzt an seine Kinder dachte, könnt ihr euch vorstellen, und wie er eine schwache Hoffnung schöpfte, als er sie aus der Tiefe herauf schreien hörte. Beide befanden sich zwischen den dicksten Aesten, ohne daß sie einer berührt hatte; das Kleinere wurde durch die Gewalt des Sturzes und von dem dünnern Geäste so zu Boden gedrückt, daß sich sein Gesichtlein im Gartengrund, wie im Schnee, abdrückte. Beide konnten sich nicht rühren, und mußten warten bis man durch das Dickicht, welches den ganzen Garten ausfüllte, durchbrach und sie aus ihren Stricken erlöste, aber keinem war ein Haar gekrümmt worden. Die ganze Stadt nahm Antheil an dieser wunderbaren Erhaltung der Kinder, und viele beglückwünschten darum den Vater. — Vielleicht werdet ihr hören, es seyen doch zwey andere Kinder unter eben dieser Linde unglücklich gewesen, ich weiß wohl, eines war auf der Stelle todt und das andere schwer verletzt; aber das waren andere, und wir reden jetzt nur von solchen, die behütet wurden. Wer weiß, wie gut es diesen anderen geworden ist, daß es ihnen so gieng? Jene und diese gehörten aber auch gar nicht zusammen.

Das war aber nicht die Linde, von der ihr vielleicht auch schon gehört habt, und die am nemlichen Platz stand, die große alte Linde, auf welcher man einen steinernen Brunnen und Laubhütten hatte, und von der muß ich euch doch auch noch kurz erzählen. Diese war eine Zierde unserer Stadt, und hat den Kindern besonders gewiß viel Freude gemacht. Sie stand noch den 18. August 1738, aber damals den letzten Tag. Sie muß wenigstens etliche hundert Jahr alt gewesen seyn; denn als man 1574 das dortige Schützenhaus erbaute, hieß sie schon die alte Linde. Sie maß 24 Fuß im Umfang; unten war es wie in einer Halle, denn es standen acht steinerne Säulen im Kreis um sie herum, dikt und runde, auf welchen die Last ihrer Arme ruhten. Auf diesen Armen d. i. auf den unteren Nesten war ein weiter Bretterboden gebaut, auf welchem nicht nur zehn Tische aufgestellt werden konnten, um hundert Schützen und andere Gäste zu speisen, sondern es stand noch ein zierlich ausgehauener Brunnen darauf mit immer laufendem Wasser. Die Seiten waren eingefast mit spaliertartigen Wänden, und über sich hatte man den kühlsten und dichtesten Schatten. In der Nacht aber auf den 19. August 1738 entstand ein so furchtbarer Orkan, mit Blitz und Donner verbunden, daß

er nicht nur anderwärts viele Bäume entwurzelte, sondern auch unsere große Linde mit all ihrer Herrlichkeit zu Boden stürzte. Der wakere Schulmeister auf der deutschen Schule, Joh. Conrad Maurer, der die Jugend seiner Vaterstadt herzlich liebte, und viel und treulich an ihr gearbeitet hat, hat diesen Sturz nicht nur mit angesehen, sondern auch in einem expressen Liede Gott öffentlich dafür gedankt, daß weiter kein Unglück dabey Statt hatte; sie fiel gerade auf die Seite, wo keine Häuser standen, einzig zerschlug sie den kleinen Schützenstand, der für die Knaben da war. Ihnen wurde freylich damit eine Freude verderbt, dafür aber ist jetzt ein Cadettenkorps da.

Und das hätte man auch thun sollen, nämlich Gott danken, und hat es damals gewißlich auch gethan, als 1746 den 31. May der alte schön gebaute Frohnwaagthurm zusammenstürzte. Denn da war auch so offenbar die bewahrende Hand Gottes gegenwärtig, daß ich nicht umhin kann, euch darauf aufmerksam zu machen. Auch dieser Thurm war eine Zierde der Stadt. Das Glöcklein oben, das Königsglöcklein, das nie geläutet wird, als nur in der Stunde, wenn es, während die Herren im Rath einen Bürgermeister wählen, zum Gebet auffordert, erinnerte an den sieg-

reichen Zug der Schaffhäuser auf das Schloß Balm; die schönen Mahlereyen an der Vorderseite des Thurms, Schweizergeschichten, waren vermuthlich von der kunstreichen Hand unseres Tobias Stimmers, und die vielen beweglichen Zeiger an der schönen Ziefertafel, der kreisende Mond, die laufenden Sonnen und Sternen über den 12 himmlischen Zeichen, erinnern an den wackern Stadtuhrmacher Joachim Habrecht, der das innen befindliche astronomische Uhrwerk verfertigte, der, wie ihr wißt, zwey junge Knaben, einen Izaak und einen Josias hatte, die schon als kleine Buben die Zeit mit rastlosem Sinnen und Denken und Verfertigung allerley künstlicher Handarbeit, anstatt mit eiteln Pöffen und Nichtsthun, zubrachten, so daß sie ihren Vater überwuchsen, und ihnen der Frohnwaagthurm zu klein war, um ihr gewonnenes Talent anzubringen, es mußte das Straßburger Münster seyn; ja auch das war für beyde zusammen zu wenig, denn der jüngere Josias wollte auch nicht nur der Gehülfe seines Bruders seyn, als sie beyde im Münster zu Straßburg arbeiteten, sondern er überließ diesem nach zwey Jahren den Straßburger Thurm allein, und eilte nach Cöln, wo er den dortigen Dom mit seiner Kunst zierte. Diese Erinnerungen und das hohe Alter und der massive

Bau, dessen Kanten aus lauter auserlesenen Eisen bestanden, machten unseren Frohnwagthurm ehrwürdig. Er muß wohl so alt gewesen seyn als die Stadt, oder noch älter. Aber das alles schützte ihn nicht vor dem Untergang; und sein Einsturz, wie der Brand unserer schönen Rheinbrücke durch die Franzosen, erinnerte laut und nachhaft daran, daß auch Schaffhausens Herrlichkeit dahin müsse, sofern sie nur im Zeitlichen wurzelt. Wie ist es aber zugegangen, daß man von so viel göttlicher Schonung und Bewahrung zu sagen weiß, die bey seinem Fall obwaltete? Ich weiß nicht weniger als acht Punkte, die das beweisen; vielleicht waren es noch mehr. Denket nur einmal:

1. Mehrere Wochen vorher hatte man etliche Risse an ihm wahrgenommen, die auf eine mögliche Gefahr aufmerksam machten, und nach genomener Einsicht, beschloß man, ihn gründlich auszubessern, trotz der Behauptung des Stadthaumeisters: der Thurm könne noch Jahrhunderte so stehen. Da aber das Pfingstfest nahe war, so wollte man nicht über eine so heil. Zeit dergleichen Arbeiten vornehmen, und schob es auf bis auf die Woche nach Pfingsten. Aber ehe der Morgen des ersten Werktages, des Pfingstdienstages, anbrach, fiel er ein.

Wäre das nicht geschehen, so hätte er alle Arbeiter zerschmettert.

2. Gesezt, man hätte auch nicht gleich am Pfingstdienstag die Reparatur angefangen, so war es doch sonst an diesem Tag dicht um den Thurm her voller Leute, weil das der erste Tag eines Jahrmarktes ist und dort das Gedräng fast am größten. Was hätte es also für Jammer gegeben, wenn er nur einige Stunden später eingestürzt wäre.
3. Er fiel nicht so plötzlich ein, daß nicht die Schlafenden in den Nachbarshäusern noch zur Zeit hätten gewarnt und wach gemacht werden können. Schon Nachts um 2 Uhr rieselte es so stark vom Thurn herab, daß die Leute auf der Herrenstube, die noch mit Aufräumen wegen des vorangegangenen Zunftschmauses beschäftigt waren, es merkten, und gespannt blieben. Gegen 4 Uhr fiel ein großes Stük gegen das Haus zur Tannen herunter, und das obere kleine Thürnlein mit dem Königsglöcklein stürzte zusammen; dadurch wurde die ganze Nachbarschaft aufgeschreckt, wie auch durch den lauten Ruf der Wächter von der nicht gar fern stehenden Hauptwache, die vollends alles aus dem Schlaf wekten, und den

Leuten aus den Häusern halfen. Darauf stürzte er ganz zusammen.

4. Aber er fiel nicht auf die Seite, sondern sank in sich zusammen, so daß die mächtigen Massen die nahe stehenden Häuser nicht zerschmettern konnten. Selbst die künstliche Uhr und das Königsglöcklein blieben unbeschädigt auf dem Schutt aufsitzen.
5. Doch schleuderte er ein Stück auf die Seite, das in ein Zimmer zur oberen Tanne einbrach, eine Bettstatt entzweischlug und die Nebenwände zerschmetterte. Aber kein Mensch befand sich in diesem Zimmer.
6. Der Waagmeister Senn, mit den Seinigen, hatte seine Wohnung hinten heraus, und über derselben hin streckte sich ein Theil des Hauses des Pfundzollers, und daher merkten sie die Gefahr lange nicht. Erst durch den Lärm aller Geflüchteten wurden sie aufmerksam und bewogen, das Haus zu verlassen. Kaum waren sie in Sicherheit, so stürzte der dritte Theil zusammen, und zerschlug die an den Thurm gebaute Herberge des Waagmeisters gänzlich.
7. Aber die Magd war im Stich gelassen, sie zog sich eben eilends an in ihrer Kammer, als

die Wohnung zusammenbrach. Allein sie wurde unbeschädigt unter den Trümmern hervorgezogen.

8. Wenn man die große Masse des Schuttes sich denkt, die mit den größten Quadern die Strasse bey der untern Tanne bis an das erste Stosswerk hinauf ausfüllte, und Hausthüren und Läden verrammelte, so ist's kaum zu begreifen, daß der Schade so gar gering war.

Das sind doch auffallend Beweise göttlicher Vorsehung, nicht nur Spuren, handgreifliche Beweise; denn in den Augen Gottes ist das Leben eines Menschen nicht gering geachtet; fällt ja kein Sperling auf die Erde ohne seinen Willen, wie viel weniger überhaupt ein Mensch, und noch viel weniger ein Kind Gottes? „Wer ist weise, und behält dies? so werden sie merken, wie viel Wohlthat der Herr erzeugt.“ Psalm 107.

Das angenehme Opfer.

Doch ich habe ja vor, euch Kindergeschichten zu erzählen, und daher will ich euch jetzt auch an den Knaben erinnern, dem in einer Krankheit das Herz weich wurde gegen die armen Waisen. Im Jahr 1714 war er so eben von einer Krankheit wieder genesen, als der Pfarrer J. G. Hurter, in seinem Waisenhaus wieder neue Kinder angenom-

men hatte. Die Mutter gab ihm 16 Bazen, damit er sich daraus nach überstandenen Schmerzentagen eine Freude machen möchte. Da dachte er, was giebt es für eine größere Freude als die, anderen Freude zu machen, denn da ist man nicht allein; und zwar war es ihm nicht um eine eitle Freude zu thun, sondern um eine rechte, die da bleiben kann. Er hatte es selbst erfahren, wie gut ein Kind es hat, das unter der Pflege treuer Eltern steht, und konnte sich's denken, was daher die Kinder entbehren müssen, die ihrer Eltern beraubt sind, und wie wohl es deshalb gethan seye, wenn man sucht ihren Mangel so viel möglich zu ersetzen; er schickte daher die sechszehen Bazen gerade zu in's Waisenhaus mit dem Sprüchlein:

Was zur Stillung meiner Schmerzen von den
Eltern ich bekommen,

Solches thu ich opfern auf dem Versorger aller
Frommen,

Damit es komm' zu gut den Waisenkindern allen;

So laß Herr Zebaoth dies Opfer dir gefallen.

Es möchte ihn wohl auch die Dankbarkeit für seine Wiedergenesung dazu bewogen haben, und es war gewiß ein Opfer von einem Kinderherzen, das dem Herrn angenehm war. „Denn wohl dem, der sich des Dürftigen erbarmet, der Herr wird ihn

„erretten zur bösen Zeit.“ Psalm 41. Ein solches Kind hat's mit dem Herrn zu thun, mehr als es weiß, und er läßt sich mit ihm ein. Der Knabe wird wohl nur gedacht haben, daß er den Waisenkindern etwas gebe, aber es war noch ein anderer, der das Geschenk noch vielmehr annahm, und das ist Gott der Herr; denn wer den Armen giebt, der leihet Gott. Gott tritt hinzu und hat's mit einem solchen zu thun; und wenn Er einmal mit einem etwas anfängt, den läßt er nicht so bald, das glaubet nur.

Das Brüderpaar.

Ich kenne aber noch zwei Knaben, an denen so recht zu sehen ist, was der Segen der Eltern thut. Sie hatten eine Mutter, welche die Treue an ihnen bewies, sie jede Nacht zu segnen, nachdem sie sie in's Bett gelegt hatte. Und diese Knaben waren unsere beiden Müller, der Johann und Johann Georg. Wahrlich es ist kein Wunder, daß solche Leute aus ihnen wurden, als welche sie hernach bekannt geworden sind, wenn man dies berücksichtigt, und dann auch ansieht, wie musterhaft diese beiden Segenskinder schon ihre allerfrüheste Jugendzeit zugebracht haben. Der Johannes konnte

noch nicht einmal lesen, und wußte schon die Heldthaten unserer Vorfäter zu erzählen; und das kam daher, weil er mit Freuden aufgemerkt hatte, wenn ihm der geliebte Großvater, der Helfer Schoop, die Bilder in Stumpfs Schweizerchronik vorlegte und zugleich erklärte. Es war allemal ein Fest für ihn, wenn er mit seinen Eltern von Neukirch aus in die Stadt mitgenommen wurde und zum Großvater gehen durfte, um da allerley schöne Geschichten zu lernen, die er dann mit der größten Begierde auffaßte und beständig in seinem Gemüth bewegte. Der Großvater lebte ganz in der Geschichte seines Vaterlandes, und freute sich innig, wenn er seine Freude über das viele Gute, das Gott unserem Land und Volk von Alters her gethan, über die adelichen Tugenden, mit denen er es geziert hatte, über die Tapferkeit, Klugheit, Redlichkeit und Biederkeit unserer Vorfäter, über dem sichtbaren Schutze, mit welchem Gott über ihnen waltete, auch dem noch kleinen Enkel mittheilen konnte. Es war, als ob er es ahndete, daß er sich bald von ihm trennen müßte, und eilte daher ihm noch mitzutheilen, was er nur konnte. Der Enkel war noch nicht fünf Jahre alt, so zeigte er ihm die Menge seiner geschriebenen Bücher und sagte: „Johannes, das ist alles für dich,“ um ihn damit

zum Fleiß und zu fernerer Lernbegierde anzuspornen, weil er wohl wußte, wie werth ihm solche Bücher waren, aus denen ihm so schöne Dinge mitgetheilt wurden.

Die Abndung des Großvaters aber war nicht umsonst, denn der nemliche Monat Januar, in welchem sein lieber Enkel das fünfte Jahr angetreten hatte, war sein letzter auf Erden. Und da zeigte sich auch die innige Verbindung, in welcher dieser Greis und sein gar junger Enkel mit einander standen. Es war den 24. Jänner 1757, daß die Eltern mit dem Knaben wieder in die Stadt kamen zum Großvater, um mit ihm den Namens- tag der Mutter zu feiern. Und es ist merkwürdig; an eben diesem Tag hätte es im Kirchenrath entschieden werden sollen, ob er das Pfarrhaus in der Krepfergass beziehen dürfte, welches er noch sehr gewünscht, weil ihm seine bisherige Wohnung zu seinen Arbeiten so gar unbequem war. Er hätte dieß nicht verlangt, wenn es ihm nicht ausdrücklich einmal versprochen worden wäre. Als man nemlich einige Zeit vorher einen neuen Triumvir wählte, und Schoop als Helfer an der Hauptkirche die ersten Ansprüche zu dieser Stelle hatte, versprach man ihm eine bessere Wohnung, wenn er diese Stelle einem andern überlasse. Allein da es

hätte dazu kommen sollen, so glaubte ein anderer diese Wohnung ansprechen zu dürfen, daher der Kirchenrath darüber entscheiden sollte, und es auch an jenem Tage gethan hätte, wenn nicht ein unvermuthetes Hinderniß eingetreten wäre. Aber es war gut, denn allem Anschein nach hätte er diese Wohnung doch nicht bekommen, und ist also dem alten wohlverdienten Mann die Kränkung erspart worden, nach langem treuen Dienst an der Kirche noch im Alter zurückgesetzt zu werden. Er zog aber freylich denselben Abend noch in eine Wohnung, die viel besser ist, als der Pfarrhof in der Neupfergäß, und die er sich schon vor jener und viel angelegentlicher gewünscht hatte, in ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Und wie ist ihm diese unvermuthete schnelle Veränderung noch so zeitig angedeutet worden durch den eigenen Enkel? Am Abend nemlich sollte die häusliche Feyer seine tägliche Übung, in Mitte der Seinigen den Tag mit Gebät zu schliessen, nicht aufheben oder hindern; dem Enkel wurde also aufgetragen vom wohlbekannten Ort her das Betbuch dem Großvater zu bringen und aufzuschlagen. Fener hatte es flugs bey der Hand, blätterte aber immer hinten bey den Sterbensgebäten, und wollte es nicht verstehen, wenn der Alte sagte: Du suchst

am unrechten Ort. Da da, Großvater, müßt Ihr lesen, sagte er immer, auf ein Sterbensgebet deutend. Endlich nahm er ihm's aus der Hand, und las das Gebet des Tages. Aber kaum hatte er es vollendet, so berührte ihn der Todesengel, es traf ihn ein Schlag, der sich bald wiederholte, und ihm das Leben nahm. Doch hatte er zwischen dem ersten und dem zweiten Schlag Zeit, sich auf's Sterben zu fassen und zu bereiten; er konnte reden und war bey Sinnen, nahm Abschied von den Seinigen und segnete besonders angelegentlich den lieben Enkel, und starb dann betend, so wie er es sich gewünscht hatte, in den Armen seiner vielgeliebten Tochter.

Der Johannes aber nahm zu an allem dem, was seinen Eltern nur Freude machen konnte. Was er lernte, lernte er mit großer Lust und Freude. Da er kaum lesen konnte, saß er schon über seinem Hübner, von dem er sich oft nicht trennen konnte, und staunte über den Geschichten und Thaten der Könige und Fürsten, so eine rege Wißbegierde hatte er. Und kaum hatte er schreiben gelernt, so nahm er einst die Feder in die Hand, und schrieb eine Geschichte von Schaffhausen in Fragen und Antworten in der Weise, die er in seinem Hübner gelernt hatte. Ich würde Euch gerne diese Arbeit

des jungen Geschichtschreibers mittheilen, wenn ich sie bekommen könnte, oder wenn sie noch vorhanden wäre. Als er erst fünf Jahre alt war, begab es sich, daß sein Onkel Justus Müller, ein Strumpfstriker, Hochzeit hatte, und er als ein junger Vetter auch geladen wurde. Da man in derselben Zeit noch die Klugheit hatte, den kleinen Kindern bey solchen Anlässen nicht dadurch eine Freude zu machen, daß sie nach der Geige meist liederlicher Menschen tanzen müssen, sondern auf andere und freyere Art mit ihnen sich zu erfreuen, so geriethen einige Hochzeitgäste auf den Einfall, der begabte Knabe soll ihnen etwas erzählen, und stellten ihn auf die Ofenbank. Hier war er in seinem Element und erzählte denn aus den Weltgeschichten mit einer solchen Lebhaftigkeit und Ordnung zugleich, daß sich nach und nach alles um ihn versammelte, und erstaunt zuhörte. Freylich haben sich hernach etliche Leute aus Neid daran geärgert, und gesagt, man mache den Knaben eitel und eingebildisch; aber er war unter einer guten Hand; seine Mutter, der es nicht um den Ruhm, sondern um das Heil ihrer Kinder zu thun war, sorgte schon dafür. Denn ihr müßt nicht denken, daß er immer über den Büchern saß, er mußte zuwei-

len Magddienste thun, die ihm schon zeigten, daß man zur Arbeit und nicht zur Einbildung auf der Welt sey. So z. B., da er in seinem achten Jahr einen Bruder bekam, mußte er ihn manchmal wiegen, was ihm nicht immer gefiel; denn einmal warf er die Wiege im Unmuth um, lief davon und ließ das Brüderchen auf dem Boden liegen. Da hat er sich gewiß geschämt, und kein Lob darüber empfangen, wohl aber vielleicht etwas anderes. Ich glaube auch er wird erschrocken seyn, weil er hier hat deutlich sehen können das Böse, das in seinem Herzen war.

Indessen scheinen ihm doch unter allem, was er las, die Geschichten die liebsten gewesen zu seyn, die uns in der Bibel erzählt sind. Denn als seine beyden jüngern Geschwister etwas älter waren, freute ihn nichts so sehr, als wenn er ihnen des Abends auf einem Bank bey'm Ofen (als dreizehnjähriger Knabe) von Abraham erzählen konnte, von Jakob, von Joseph, von Moses, von Samuel und David, und von Jesu dem Sohne Gottes. Da horchten sie dann mit einer Aufmerksamkeit und Andacht, daß die Mutter selber im Stillen ihre Freude daran hatte; sie that freylich, wie wenn sie nichts daraus machte, aber sie behielt das doch in ihrem Herzen. Denn wenn Kinder eine solche

Freude haben an den Geschichten in der Bibel, wie sie uns z. B. in den Historien von Hübner erzählt sind, so legt das einen Funken von Gottesfurcht in ihre Herzen, der nicht so leicht wieder erlischt. So haben es fast alle die Menschen in ihrer Kindheit gehabt, aus denen etwas worden ist zum Lob Gottes. Ich glaube z. B. schwerlich, daß Timotheus ein solcher Jüngling geworden wäre, der dem Apostel Paulus so gar lieb seyn konnte, wie ein Sohn, wenn er nicht schon von Jugend auf in der Schrift wäre unterwiesen worden von seiner Mutter Lois, und seiner Großmutter Eunike. 2 Timoth. I, 5 und III, 15.

Als er in die Schule gieng, hatte er seine Kameraden lieb, obgleich er selten die Pöffen und Raufereien mitmachte, die es etwa gab, damit er im Lernen nicht verhindert werde. Wenn die Schule zu Ende war, so eilte er eben nach Hause, seinen Fleiß aber und seine Arbeitslust ließ er seinen Kameraden von Herzen gern zu gut kommen, denn manchmal half er denen, die entweder aus Schwachheit dahinten blieben, oder aus Zeitversäumniß durch das Gassenlaufen in ihrem Pensum zurückgeblieben waren und ergänzte ihnen ihre Arbeiten. Er freute sich recht, wenn er es verhindern konnte, daß sie keine Schläge bekamen. Viele seiner Kameraden hatten

ihn auch lieb, und für das, daß er in ihren Spielen auf den Gassen nicht gerne und selten mitmachte, hatte er den Gewinn, daß sie in den Freystunden zuweilen zu ihm kamen (er wohnte auf der lat. Schule, wo sein Vater Conrektor war) und sich dann von ihm aus den Historien erzählen ließen, oder eine Kupferbibel mit ihm besahen, die er ihnen dann erklärte. Sein Catechismus muß ihm auch lieb gewesen seyn, denn er hat schon als Schülerknabe Anmerkungen darein geschrieben.

Einmal war er auch wo zu Gast mit anderen Knaben, und da sollte er ein Kartenspiel mitmachen, aber es wollte nicht gehen, er war wie vernagelt dabey. Es dünkte ihn eben ein elender Zeitvertreib, wiewohl er's nicht wußte. Er nahm es zwar mit Recht nicht sehr zu Herzen, daß das Spielen nicht gehen wollte, und doch kam er sich recht komisch vor, daß er es nicht unterlassen konnte, zu Hause den ganzen Hergang schriftlich aufzusetzen, welches dann, ohne daß er's beabsichtigt hatte, äußerst drollig herauskam; er wollte nur ein beständiges Fatum beschreiben. Vielleicht ist es auch von dieser Geschichte hergekommen, daß unverständige Leute von ihm sagten, er sey ein dummer Knabe; aber eine Ungeschicktheit zum Kartenspielen ist wahrliche nicht zu verachten. Er hat in seinem ganzen

Leben nie gespielt, und doch ist es denen, die ihm übel wollten, erliden worden zu sagen, er sey dumm gewesen. Denn aus ihm ist ein Mann geworden, den ihr später freylich auch einmal kennen lernen müßt, den Geschichtschreiber der Schweizer, — den Geheimrath der Könige, Johann von Müller.

Nicht so rasch und heiter, aber eben so lebhaft und fleißig war sein um acht Jahre jüngerer Bruder Johann Georg. Er kannte also den Großvater nicht mehr, und da ihm sein Bruder um acht Jahre voraus und schon in seinem dreizehnten Student war, und in seinem siebenzehnten die Universität bezog, hatte er auch von ihm nicht so viel, als man denken möchte, und auch er mußte später sagen: „Gott Du hast mich von Jugend an geleitet.“ Weil er in seiner Jugend von Natur sehr schüchtern war, war er auch verschlossen und zurückhaltend gegen die Menschen. Nur seine Mutter, der er sich öffnete und anvertraute, merkte was in seinem Innern vorgieng. Daher war es ihm auch eine süße Erquickung, wenn er ihr seine Gedanken ungescheut mittheilen konnte. Wie entzückend war es für ihn, als er die ersten Entdeckungen machte, und nun auch eine vertraute Seele wußte, der er sich mittheilen konnte; da er z. B. als Schülerknabe auf den Gedanken kam, daß die Thiere Seelen hätten, und

es also mit seinen Thierlein zu Hause, seinem Hündlein, seiner Kaze nicht gar aus wäre, wenn sie aushauchten; diese Gedanken waren ihm noch einmal so werth, wenn er auch mit seiner verständigen Mutter darüber geredet hatte. Eben so gieng es ihm, da er zum erstenmal aus dem Propheten Daniel und aus dem fünften Buch Moses etwas faßte. Mit einer seltenen Geistesfreude erzählte er ihr da, was doch alles in diesen Schriften liegen müsse, und wie die hohen majestätischen Bilder seine ganze Seele an sich gezogen hätten.

Einmal hatte er auch einen merkwürdigen Traum, der uns wenigstens beweist, wie sehr und gern er sich mit den Menschen befreundete, die uns die heil. Schrift als Gottesfreunde bekannt macht. Er träumte nemlich, da er etwa sieben oder acht Jahr alt war, der König Salomon stehe mit seiner Krone auf dem Haupt und einem langen feyerlichen Rock unten an seinem Bette. Er sahe, wie er sich über sein Bette gegen ihn hin neigte, und mit ausgerecktem Zeigefinger ihn sehr ernste Dinge lehrte. Er horchte aufmerksam auf seine Lehren, und verstand alle Worte, aber des Tages wußte er sie nicht mehr, wiewohl er einen tiefen Eindruck davon empfing. Er glaubte in der Folge, daß er in seinem ganzen Leben nie so klare und feste Gedanken über die wich-

tigsten Dinge gehabt habe, als in jenem Traum, und behielt von daher ein unauslöschliches Bild der Weisheit.

Sein Vater hatte eine ganze Sammlung von Calendern von 1666 bis auf seine Zeiten. Hinter diese gerieth einmal der junge Johann Georg, und von den vielen merkwürdigen Geschichten und Begebenheiten hingerissen, glaubte er da eine reiche Waide zu haben. Stunden lang saß er ob seinen gefundenen Calendern, so oft er übrige Zeit fand, und verwahrte sie wie einen Schatz. Und weil er das nur heimlich zu thun sich getraute, aus Furcht, sein Vater möchte es ihm untersagen, so verbarg er sie, so oft er wieder einen Arm voll erwischte, im ganzen Haus herum, entweder in einen Heustof oder unter die Dachsparren oder anderswohin. Aber da gab es einmal eine liebe Noth, als man die Kalender suchte, und er sie nicht mehr alle zusammenzubringen wußte; da gab es Thränen, da mußte er büßen für diese seine Liebhaberey, denn sein Vater wollte nicht, daß er ohne Erlaubniß und nur nach seinem Gelust etwas lesen sollte. Einandermal sah ihn seine Mutter mit einem anderen dergleichen Raub, mit einem dicken und großen Folianten auf dem Rücken, die Stiege herunterschleichen, um ihn in den Holzschoß zu verbergen; da lachte sie und wies ihn diesmal freundlich zurecht.

So brachte dem Knaben seine Wißbegierde manches Leiden, weil er sich nicht im Zaum hielt. Bald war er außer sich vor Freude, wenn er wieder eine neue Nahrung für sie gefunden hatte, und bald war wieder alle Freude zu Wasser geworden. Einst machte er wieder eine Entdeckung von einer neuen Nahrungsquelle für seine Wißbegierde. Er schlich seiner Mutter nach, als sie in die Obstkammer gieng; aber da bekam er nicht nur einen Apfel, sondern er fand da einen Schrank alter Bücher, die da aufgestellt waren, unter denen ein Hübner und eine *Acerra philologica* war. Das war ihm ein Paradies; so oft es sich nur thun ließ, begab er sich mit oder ohne die Mutter in die Obstkammer zu seinen Büchern, und las da den Hübner oder in der *Acerra philologica*, einem Buch das auch mir manchmal Freude gemacht hatte; und das so lange, bis es ihm untersagt werden mußte, weil sein Vater es nicht haben wollte, daß er heimlich und ohne sein Wissen Bücher lese. Da gab es wieder zu leiden, denn es schmerzte ihn doch, wenn er seine Eltern betrübt hatte. Wie offenbar sind nicht bey all' diesen Geschichten Gottes Führungen und Bewahrungen über dem Knaben; er hatte eine heftige Begierde nach Kenntnissen, und das ist nicht nur an sich etwas Unschuldiges,

sondern selbst löblich, aber er wußte kein Maas zu halten, und da ließ denn die Hand Gottes dem ungezügelten Rößlein nicht immer den freyen Lauf, ließ es anstossen und stellte ihm Schranken. Und das veranlaßte ihn immer mehr zur Erkenntniß seiner Selbst, denn diese Verirrungen machten ihm innerlich je länger je mehr zu schaffen.

Wie sehr ihn aber das, was er im Hübner und andern Geschichtbüchern gelesen, bewegte, davon sind so manche Scenen Beweise, die an den Abenden in dem großen Hof der lat. Schule vorgehiengen. Da erbaute er Städte und Festungen, zog sich dann in den Holzschoß zurück, und brach dann wieder plötzlich hervor als erzürnter Fürst, eroberte im Sturm schwedisch Pommern und Preussen, zerstörte die Städte und züchtigte die Rebellen, und hatte dann eine königliche Freude, wenn er als der große Churfürst siegreich einzog, den Ungehorsamen Gnade ertheilte, alle ernst und freundlich ermahnte, und endlich als geliebter Churfürst starb, tief betraurt vom ganzen Volke. Bald spielte er wieder den König der Schweden, Gustav Adolf, bald Heinrich den Großen, bald andere. Helden zogen damals seine Seele am meisten an. Wer würde es glauben, daß aus einem solchen Knaben ein Doctor der Theologie hat werden

müssen, und ein Mann, der äußerlich kein sehr bewegtes, ja ein ruhiges Leben führte. Aber glaubet es nur, zu einem solchen Lauf, den er hatte, ihr werdet es vielleicht hernach noch erfahren, gehört nicht weniger Heldenmuth, als draussen mit dem Schwert in der Hand auf dem Schlachtfeld.

Das Pfarrkind in Andelfingen.

Noch steht der Pfarrer, Leonhard Dechslin, in Andelfingen bey manchen in gutem Andenken. Der hatte ein Söhnlein, Leonhard, geb. im Jahr 1766, welches mit außerordentlichen Geistesanlagen begabt war. Was er lernte, war weit über sein Alter hinaus; und daß sein früher Trieb, alles zu lernen, kein Färrwitz war, beweist das, daß er besonders die Bibel so lieb hatte; die war sein Element, von der konnte er sich, so zu sagen, nicht trennen. Denn wenn sie gleich für Kinder wie für Große geschrieben ist, wenn gleich auch Kinder, die viel hundert andere Bücher nicht lesen können, weil sie gar nichts davon verstünden, in der Bibel schon vieles verstehen können, so giebt es doch kein Buch auf Erden, in welchem mehr Geist wäre als in der Bibel, sie ist ganz vom Geiste Gottes durchwehet. Es ist daher ein gutes Zeichen

an einem Kinde, wenn es gerne in ihr liest, und viel lieber als in irgend einem andern Buch; es zeigt doch, daß es offene Sinnen hat, um von dem Geist zu empfangen, der in ihr ist. Und das war bey diesem Leonhard der Fall, denn ich wüßte nicht, woher er es empfangen haben sollte, Jesum, den Sohn Gottes, so zu lieben, und gegen die Armen so ein mitleidiges Herz zu haben, wie von ihm bezeugt wird. Er theilte selbst seinen eigenen Bissen Brodt mit ihnen, und hätte eher selber Hunger gelitten, als daß er einen Armen ungetröstet vom Pfarrhaus weggewiesen hätte. Dabey erinnere ich mich auch eines einst sehr armen Knaben, der lange Zeit mit dem Bettelsack auf dem Rücken düster und mit gesenktem Kopf umhergieng, um Brodt in's Haus zu bringen. Da er aber in ein Haus aufgenommen wurde, wo man ihm sagte, daß er nicht mehr betteln müsse, und daß sich von nun an liebe Leute seiner annehmen wollen, fieng er an zu springen und sich zu freuen, und als er kaum das erste Abendbrod empfangen hatte, schlich er sich unvermerkt in den Garten herunter, und lauerte zwischen dem Gatter hindurch auf sein Schwesterchen, mit der er dann sogleich sein Brodt theilte, ohne hernach etwas zu sagen, oder ein neues Stück zu heischen. So machte es unser Leonhard. Ja sein Vater

bezeugt sogar, daß er manchmal seine eigenen Eltern in sorgenvollen Umständen getröstet, gestärkt und „mit göttlich starken Gründen“ aufgemuntert habe.

Alles dies aber ließ vermuthen, daß er ein Knabe sey, der für eine andere Welt so früh und schnell heranreife, als für diese gegenwärtige. Und das zeigte sich auch bald hernach wirklich. Denn am 10. Christmonat 1775 wurde er von einer heftigen Brustentzündung angefallen, die in nicht mehr als 15 Stunden seine zarte und junge Seele vom Leibe trennte. Aber eben dies sein 15stündiges Krankenlager ist merkwürdig genug, um Euch etwas davon zu erzählen. Man sahe bald, daß sein Ende mit schnellen Schritten heranrücke. Er selber fühlte es bald, und war äusserst getrost dabei, und brannte vor Verlangen, seinem Heiland entgegen zu gehen. Seine weinenden Eltern tröstete der sterbende Knabe selber, und munterte sie zur Standhaftigkeit und zu freudiger Ergebung mit den Worten auf: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet.“ Er war so gefaßt auf sein Sterben und so besonnen, daß er noch allerley anordnete. Z. B. er wünschte noch von seinem liebsten Jugendgesellen, einem jungen Arbenz, von einem stillen gottesfürch-

tigem Gemüth, Söhnlein der Frau Sefelmeisterin zur Haldenmühle, Abschied zu nehmen, wobei die beyden Knäblein einander herzlich dankten für die Liebe, die eins dem anderen erwiesen hatte; und noch eine Stunde vor seinem Verschenden gab er den Text an, über den man bey seinem Leichenbegängniß predigen möchte, nemlich den Spruch: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“

Noch zwey Pfarrkinder zu Andelsingen.

Zu solchen Kindern, welche die Hand Gottes schon in ihrer zarten Jugend zu sich herüberholte, gehören auch die zwey Kinder des ehemaligen Pfarrers zu Andelsingen J. W. Weith, ein Brüderchen und ein Schwesterchen. Es waren überaus liebliche Kinder, ein Wilhelm und eine Mine. Es haben zwar viele Kinder etwas Lieblihes, aber vieles davon und manchmal alles ist vorübergehend und vergänglich, wie die Blumen des Feldes, die verwelken. Wenn aber etwas drinnen ist, das nicht vergeht, das nicht nur von den Eltern herkommt, sondern von oben herab kommt, wenn z. B. ein

wirklicher, herzlicher Gehorsam vorhanden ist bey Kindern, ein Trieb zum Gebet, eine anspruchlose Freundlichkeit gegen jedermann, was alles Dinge sind, die einen anderen als bloß irdischen Ursprung haben, dann hat man Ursache sich zu freuen. Und solche Kinder waren sie; je mehr einer Gott liebte, desto eher liebte er auch diese Kinder; und als sie gestorben waren, sagte sogar ein gottesfürchtiger und dabey gelehrter Verwandter von ihnen: es freut mich gar nicht mehr recht, nach Andelfingen zu gehen, seitdem diese Kinder nicht mehr da sind. Das liebliche Wesen, das über sie ausgegossen war, gab vielfach zu erkennen, daß sie merklich unter der Hand des himmlischen Erziehers standen, von dem sie schon früh allerley gute Gaben empfiengen. Ich habe ein Büchlein vor mir, es heißt: Denk mal auf Wilhelm, wo von dem Brüderchen liebliche Dinge erzählt sind, und von dem will ich euch noch einiges sagen. Mich dünkt das besonders ein gutes Zeichen an diesem Knäblein gewesen zu seyn, daß er so gerne biblische Geschichten erzählen hörte; mit gespannter Aufmerksamkeit und inniger Theilnahme horchte er auf, wenn ihm sein Vater vom barmherzigen Samariter oder von anderen Geschichten aus dem Neuen Testament erzählte, und wenn man ihm die schönen Kupferstiche zu den Evange-

lien, die sein Vater hatte, erklärte, und ihm von
 Jesu sagte, so verbreitete sich ein feyerlicher Ernst
 über sein ganzes Gesicht, daß nicht zu zweifeln ist,
 er habe so frühe schon einen guten Schatz in sein
 Herz gesammelt. Das machte auch, daß er gerne
 und ungeheissen betete. Einmal, da er sechs Jahr
 alt war, mußte man ihn des Nachts wecken, weil
 im Dorf das Feuer ausgegangen war. Da er die
 gewaltige Flamme sahe, und den Jammer der Leute
 auf der Gasse hörte, während der Sturm die Fun-
 ken und brennenden Schindeln herum wehte, betete
 er laut zu Gott um Hülfe, und als um zwey Uhr
 das Feuer gedämpft und die fernere Gefahr vor-
 über war, wollte er nicht schlafen, bis er Gott
 um die Errettung gedankt und seine Lieder gebe-
 tet hatte. Er war auch ein fröhlicher Geber; so
 oft ihm z. B. einer seiner kleinen Cameraden auch
 nur den geringsten Dienst geleistet hatte, so ruhte
 er nicht, bis er ihm ein Stück Brodt oder einen
 Schilling geben konnte, und erfreute gerne mit
 Gaben. Daß dieser Wilhelm ausgezeichnete Anla-
 gen hatte, das merkte man aus den Gesprächen,
 die er mit seinem Vater führte; er begehrte zu ler-
 nen, und daher gab es immer viel Fragens und
 Antwortens. Als ihn der Vater fragte: wer thut
 dir am meisten Gutes, dein Vater auf Erden, oder

Gott im Himmel? antwortete er sogleich: Du kannst mir ja nichts geben, wenn es Dir nicht der liebe Gott gegeben hat; so thut er mir mehr Gutes als Du, aber Du bist mir auch ein lieber Vater. Auf die Frage, was thust Du deinen Eltern für das, was sie dir thun? sagte er: Ich kann ihnen ja nichts geben, aber wenn ich recht thu', so sind sie zufrieden. Und was sind wir Gott schuldig für seine Wohlthaten, fragte der Vater weiter? Wir müssen ihn anbeten, ihn lieben und ihm danken, antwortete Wilhelm mit feyerlichem Ton. An seinem letzten Namenstage, da er recht fröhlich war, sollte er versuchen Verse zu machen, obgleich er sagte: ich kann ja nicht. Ich will dir helfen sagte der Vater, ich will den ersten Vers machen, und Du machst dann den zweyten. Nun denn:

„Es ist nach meines Vaters Sinn,“
Wie fährst Du nun fort? Flugs setzte er hinzu:

„Wenn ich ihm recht gehorsam bin“

Nun noch einen andern hieß es, es geht ja gut:

„Wenn Gott mir recht viel Gut's will geben,“

Gleich fuhr er fort:

„So laßt er meine Eltern leben.“

Er hatte freylich schon manche Verse von seinem Vater bekommen, allein es zeigt doch, wie achtsam

er auf alles war. Z. B. als er die Blattern hatte, machte ihm sein Vater eine Menge Verse und Liedchen. Ich will euch eins davon hier mittheilen, es ist eine Aufmunterung, die unangenehmen Arzneyen willig zu nehmen:

Liebes Kind!

Du kannst den Vater hoch erfreuen,
Nimmst Du nur willig die Arzneyen,
Die zur Gesundheit Dir gedeihen.
Doch nimm sie ohne Klag und Schreyen,
Daß Dir die Mutter nicht muß dräuen.
Wags kühn — und nimm sie schnell und munter,
Frisch in den lieben Hals hinunter.
Das wird dein Vater gerne hören,
Und Dir dafür etwas bescheeren. —
Nun liebe Mutter! gieb dem Schlucker
Ein kleines Bischen Gerstenzucker.
Den soll er aber nur versaugen,
Sonst würd er für die Zähn' nicht taugen.
Den Zucker, den ich schicke da,
Schenkt euch die liebe Großmamma.
Setz denn, mein Wilhelm, ohn Geschrey
Nimmst Du die heilsame Arznei.
Das heiß ich denn: gehorsam seyn.
Da folgt denn bald auch Fleisch und Wein.
Doch, deine Eltern zu erfreu'n!
Das ist Dir mehr als Fleisch und Wein.

Und nun, mein Herzlichlieber! nun
 Eil ich von Dir, um was zu thun;
 Und komm' dann bald — wie wirst Du springen —
 Zu Dir, mein Kind, nach Andelfingen.
 Grüß mir die lieben G'schwister zart,
 Die Mine und den Eberhardt;
 Die Caroline auch dazu.
 Schlaf, lieber Wilhelm! morgen früh
 Giebt d'Mutter dieses Briefchen Dir;
 Ich grüß euch Lieben alle vier.

Jetzt noch eins aus einer Handvoll Kinder-
 gedichten für den Wilhelm, als er noch gesund
 war; es ist eine Aufmahnung zum Fleiße.

D i e A m e i s e.

Dieses kleine Thierchen nähret
 Sich durch seiner Arbeit Schweiß.
 Komm Du Kleiner! Sieh es lehret
 Dich — wie nützlich sey der Fleiß.

Denn im Sommer tragt es Speise
 In sein Nestgen — auch von fern,
 Und es macht die kleine Reise,
 Schwerbeladen, dennoch gern.

Es läßt keinen Tag verschwinden
 Daß es nicht den Vorrath mehr';

Speis im Winter würd's nicht finden,
Wenn's auch noch so hungrig wär.

Sieh drum sammelt es jetzt Speise
Noch so lang der Sommer währt;
Womit es bey Frost und Eise
Sich und seine Jungen nährt.

Lernen mußt Du in der Jugend,
Was Dir nützt, mit Fleiß und Müh,
Daß Dein Herz durch Fleiß und Tugend
Früh an jedem Guten blüh'.

Dieser liebe Kleine genas zwar wieder von den Blattern, wurde aber das Jahr darauf von einer Brustkrankheit befallen, durch die er früh, erst sieben Jahr alt, aus dieser Welt genommen wurde. Schon bey den ersten Anfällen dieser Krankheit, obgleich er sich wieder von ihnen erholt hatte, ahnete er sein Sterben. Als er einmal nach einer solchen Erholung auf die Frage, wie es um ihn stehe? antwortete: nicht so übel, so schöpfte der Vater die Hoffnung, er werde nun eine feste Gesundheit erlangen. Da sagte aber der Kleine sogleich: Nein Vater, ich werde sterben! und wiederholte das nachher noch einmal mit fester Gewissheit. Der Vater glaubte es zuletzt auch, als die

Krankheit wieder heftiger eingetreten war, und sagte dann: wenn Du also stirbst, mein Wilhelm, und in den Himmel gekommen bist, so denke doch auch dort an deine Eltern; und der Knabe versprach es: gewiß, gewiß! mein lieber Vater. Den Tag vor seinem Sterben noch verweilte er mit großer Freude in den biblischen Geschichten, und redete davon; den Abend darauf, im Frühling 1793, wurde seine Seele hinübergeholt zu den Seligen.

Nun müßt Ihr freylich nicht denken, daß dieser liebliche Knabe ohne Fehler gewesen sey; es war Böses in ihm, wie in einem andern, nur hatte die empfangene Gnade das Uebergewicht. Wer weißt aber, wie es gegangen, wenn er aufgewachsen wäre? Nun das können wir nicht wissen, aber das können wir, uns freuen, daß es so gegangen ist.

So habt Ihr denn hier ein schönes Büschel von Blumen, schöner und wohlriechender noch als die Randenblumen. Mich freut es, wenn sie Euch ein guter Geruch sind!

ACHk Sep SCHAL 1

6783996

SIKJM (Zürich)



EM0000007231291

